



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

West-Ostpreußische Skizzen. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

West-Ostpreussische Skizzen.

1.

Im Grunde ist es dem Bewohner des innern Deutschlands kaum zu verargen, wenn unsre Provinz seine Phantasie mit ziemlich verwirrten Vorstellungen erfüllt, in denen Sandsteppen, Sümpfe, Fichtenwälder, achtundzwanzig Grad Kälte, Wölfe, Auerochsen, graue Erbsen und Pelzmützen und Erinnerungen an Kant, vielleicht auch an York und die Landwehr, eine wunderliche Staffage bilden. Die Postreise von Berlin nach Königsberg, beiläufig 72 Meilen, von denen vier Fünftel bis zur Weichsel durch ein endloses Einerlei von Heideland, Kartoffel- und Kornfeldern, dürfte man wirklich nur gebornen Altpreußen und sehr gut bezahlten Beamten, Courieren und Probereitern zumuthen — und auch die Ostbahn, mit ihren weiten Umwegen durch Posen und Pommern, hat die Beschwerden dieser Fahrt nur durch Abkürzung ihrer Dauer ein wenig vermindert. (Man erreicht jetzt Elbing von Berlin aus in 18 Stunden.) So bleibt denn die Karte von Europa für die meisten unsrer westlichen Landsleute Hauptquelle für die Kenntniß unsrer Provinz und daß diese uns gleich hinter Rußland und Polen rangirt, läßt sich leider nicht leugnen. — Schreiber dieses findet sich nicht veranlaßt, für die lauen Nächte des altpreussischen Frühlings eine Lanze zu brechen oder der „nervenstählenden Frische“ unsres Nordostwindes eine Lobrede zu halten. Aber er kann auf guten Glauben versichern, daß der preussische Sommer von der zweiten Hälfte des Mai an dem norddeutschen nicht das mindeste nachgibt, daß unser Herbst uns durchweg eine milde Temperatur und in der Regel auch eine Anzahl prächtig klarer Tage bringt, um die viele Gegenden des innern Deutschlands uns beneiden dürften, und daß Augen und Herzen, denen es noch wohl werden kann in üppiger, naturfrischer, durch eine Anzahl Seen, durch stattliche Ströme überall belebter und durch die dunkelblauen Fluten der Ostsee prachtvoll eingerahmter Landschaft, einen Sommerausflug in diese schönen Gegenden nicht bereuen würden.

Und unter diesen nimmt Elbing neben dem samländischen Ostseestrande, den Ufern der Memel und des Mauersees und den Umgebungen Danzigs eine der ersten Stellen ein.

Die Stadt liegt am Elbingflusse, dem Abfluß des Drausensees, zwischen diesem, der Rogat und dem frischen Haff, grade wo die fruchtbare Weichselniederung vom hohen Lande sich scheidet, am Fuß einer mit Laubwald bedeckten, in der Richtung von Südwest nach Nordost los ans Haff sich fortsetzenden Hügelkette. Der Blick von deren Vorsprüngen, vom „Thumberg,“ dem „Fuchsberg,“ dem „Johannisberg“ auf die üppig grüne, von unzähligen Höfen und Dörfern bedeckte Niederung, auf den Drausensee, auf die aus einem Walde von Obstbäumen hervorragenden Dächer der Stadt und weiter rechts über ein in anmuthigen Wellenlinien bis an den blauen Haffspiegel hinabsteigendes, mit Buchenwäldern, Saaten, Wiesen und Landgütern parkähnlich geschmücktes Hügelland bis weit hin über die silberweißen Dünen ins Meer hinaus — dürfte sich in Norddeutschland nicht leicht übertroffen finden. Die geschützte Lage und die natürliche Wärme und Fruchtbarkeit des Bodens geben der Vegetation einen Vorsprung von fast zwei Wochen vor den Umgebungen Danzigs und Königsbergs, und ein unverkennbarer Sinn für Naturgenuß, der in der nächsten Umgebung der Stadt in wohlgeschonten Baumpflanzungen, Promenaden, gartenähnlich geschmückten Kirchhöfen und vor allem in den geschmackvollen Anlagen des eine Viertelmeile entfernten Vogelsang höchst wohlthuend sich kundgibt, bildet gegen die östlichen Theile der Provinz den erfreulichsten Contrast und erinnert an die cultivirtesten Gegenden des mittlern Deutschlands. Es ist eine wahre Freude, an heitern Sonntagen im Sommer schon frühmorgens auf allen Straßen diese Gruppen von festlich gekleideten Handwerkern und Kleinbürgern zu sehen, wie sie mit Weib und Kind in immerhin etwas philiströser, aber naturwüchziger und fast nie durch Ausbrüche von Rohheit entstellter Feiertagslaune hinausziehen zum Frühconcert nach Dambizen, nach Thumberg, nach Vogelsang oder auch zu einer einfachen Waldpromenade, von der sie dann gegen Mittag mit leeren Eskörben und „Lusken“, bestaubten Kleidern und erhitzten Gesichtern, aber mit einer reichen Ausbeute an Waldblumen und Laub, an Freude und Gesundheit jubelnd nach Hause kehren.

Die Stadt selbst trägt durchaus einen bescheidenen und bürgerlichen Charakter. Die Altstadt, trotz ihrer althanseatischen Bauart, erinnert kaum hie und da an die monumentale Würde des langen Marktes zu Danzig oder ähnlicher Gedendstücke aus der Blütezeit deutscher Bürgermacht. Aber die Straßen sind gerade, lustig und reinlich gehalten, behaglicher Wohlstand blickt aus den Fenstern der durchweg gut erhaltenen Häuser, und Asphalttrottoirs, geschmackvolle Läden, hin und wieder die eleganten Formen eines im neuesten Berliner Stil restaurirten Gebäudes inmitten der hanseatischen Giebelfronten und „Vor-

gelege,“*) bezeugen auch für den oberflächlichen Besucher den Antheil Elbings an den materiellen Fortschritten der letzten Jahrzehnte. Auf der Grenze zwischen Altstadt und Neustadt bildet der geräumige Friedrich-Wilhelms-Platz, mit dem Rathhause (einem dreistöckigen Renaissancebau aus dem vorigen Jahrhundert) den stattlichen Häuserreihen und einer allertliebsten Gartenanlage ein un-
gemein freundliches Ensemble — und in den äußern Stadttheilen beleben überall Baumgruppen, Schattengänge und Rasenplätze die allerdings sehr ländliche Architektur der Straßen, bis die weitgedehnten Vorstädte zuletzt völlig den Charakter freundlicher Dörfer annehmen.

Dem richtigen preussischen Beamten kann ich es kaum verdenken, wenn ihn die erste Bekanntschaft mit den Elbingern vollständig um sein Latein bringt. Er findet hier Bürger und Handwerker phlegmatisch wie Holländer, häuslich und gutmüthig, wie echte Normaldeutsche, dabei auf Selbstregierung erpicht und eigenwillig wie Amerikaner: Männer, ja Frauen und Mädchen, die den Leuten ganz ruhig über den rothen Kragen weg ins Gesicht sehen.

Zum guten Theil erklärt sich die kühle Stimmung gegen die officiellen Rangverhältnisse (denn mit Familien- respective Geldstolz ist auch der Elbinger reichlich gesegnet) aus der Entfernung Elbings von allen Centren der Verwaltung. Die dritte Stadt der Provinz (von beiläufig 24,000 Einwohnern) hat eine Garnison von einer Schwadron Cavalerie (c. 100 Pferde), sie ist der Sitz keiner höhern Behörde und lernt den preussischen Beamten vornämlich in der nicht eben imponirenden Rolle des klatschsuchtigen, nur zu oft in die gefährliche Mitte zwischen knapper Sparsamkeit und Schuldenmachen gestellten Pensionärs, des sogenannten „Kasnomajors“ kennen. Aber nur ganz eigenthümliche historische Verhältnisse konnten diesem bürgerlichen Selbstbewußtsein die Schärfe und Festigkeit geben, die es hier erlangt hat. Elbing gehörte bekanntlich während der drei Jahrhunderte der polnischen Herrschaft zu den privilegierten, vollständiger Selbstregierung sich erfreuenden Städten des Landes. Es hatte sich frühzeitig und entschieden der Reformation zugewendet und durch Stiftung eines trefflichen Gymnasiums in seinen wohlhabenden Bürgern den Grund zu einer echt deutschen und protestantischen Geistesbildung gelegt. So kam es aus der Opposition gegen die katholische, zum Glück nichts weniger als kräftige Regierung der polnischen Könige selten heraus und verschloß sich eifersüchtig gegen allen und jeden fremden Einfluß — freilich auch gegen den der fortschreitenden Bildung des 18. Jahrhunderts. Mit der preussischen Besitznahme, 1772, schien sich das alles ändern zu wollen. Friedrich der Große verschloß den Danzigern durch hohe Zölle die Weichsel und führte die große Masse des polnischen Getreides und Holzes die Rogat herunter. Das gab goldne

*) Eine Art Altan längs der ganzen Fronte, den man im Sommer fast mit südlicher Ungehirtheit als Stube benützt.

Tage und bei vollen Speichern, Kellern und Kassen mochte man sich über die verlorene Selbstregierung leicht genug trösten. Aber das Jahr 1793 vereinigte durch die dritte Theilung Polens auch Danzig mit dem alten Ordenslande, der Handel schlug den altgewohnten Weg bis zur Weichselmündung wieder ein und die schnell davoneilende Springflut des reichen, mühelosen Erwerbs legte in Elbings städtischem Haushalt einen bösen, alten Schaden wiederum bloß, die eigentliche *Materia peccans* für das Verhältniß der Stadt zum neuen Landesherrn. Wir sprechen von dem merkwürdigen Territorialstreit, der von 1799 bis 1845 eine unerschöpfliche Quelle bösen Blutes geworden ist und zu einer gewissen Spannung zwischen Elbing und der Staatsregierung wol den ersten Grund gelegt hat.

Gleich den übrigen preussischen Städten ward Elbing bald nach seiner Gründung, schon 1246, mit einem ansehnlichen Besitz von Aekern und Wäldern vom Orden ausgestattet. Seine Theilnahme an der Erhebung des preussischen Städtebundes gegen die Kreuzritter vermehrte dieses Gebiet um den ganzen Umfang der bisherigen Ordenskomthurei, so daß die Stadt beim Abschluß ihres Vertrages mit Kasimir IV. im Jahre 1457 mit einem Territorium von 9—10 Quadratmeilen in den polnischen Reichsverband eintrat. Sie erfreute sich dieses stattlichen Besitzes 200 Jahre lang in Ruhe. Dann aber nahmen im Jahre 1657 die Bestrebungen Brandenburgs um Ausbreitung seiner Macht in Westpreußen eine für Elbing verhängnißvolle Wendung. Der Vertrag zu Bromberg, zwischen dem großen Kurfürsten und Johann Kasimir verpfändete die Stadt für 400,000 Thaler an Brandenburg. Die Pfandsumme wurde im Frieden von Oliva auf 300,000 Thaler reducirt und 1698, also erst 38 Jahre später, erfolgte auf Grund dieses Vertrages die Besetzung Elbings durch preussische Truppen. Polen mochte sich in den Verlust der wichtigen Stadt nicht sofort ergeben. Der Reichstag zu Warschau nahm 1699 die Sache in die Hand. Die Pfandsumme wurde als polnische Nationalschuld anerkannt, ihre Aufbringung durch eine Steuer beschlossen, und im Vertrage vom 22. December 1699 festgesetzt, daß, wenn drei Monate nach der Auflösung des nächsten Reichstages die Zahlung nicht erfolgt sei, der gewöhnliche Nießbrauch des Territoriums von der Krone Polen an Brandenburg übergehen solle. Gleichzeitig wurden polnische Kronjuwelen als weiteres Pfand gegeben. Der schwedische Krieg hinderte dann natürlich die Zahlung und so nahm Friedrich, im October 1703, das Elbinger Territorium in Beschlag, jedoch mit allen Revenuen, während der Vertrag ihm nur auf die polnischen landesherrlichen Gefälle Anspruch gewährte. Gleichzeitig verlangte Schweden eine Kriegsteuer von 260,000 Thalern, und da die Stadt 70,000 davon nicht aufbringen konnte, so borgte ihr Brandenburg 50,000 Thaler und erlaubte die Einziehung von 20,000 Thalern an Grundzins aus dem Territorium. Auch jene 50,000 soll

ten auf diese Weise nach und nach eingezogen werden, weil Elbing den auf das von Brandenburg besetzte Gebiet fallenden Contributionsantheil hatte mit bezahlen müssen. Diese Einziehung aber wurde durch die preussischen Beamten unter allerlei Vorwänden verhindert und die Stadt konnte nichts erlangen, als im Jahre 1706 die Rückgabe der den milden Stiftungen gehörigen und für die Besoldung des Magistrats, der Geistlichen und Lehrer erforderlichen Renten.

So blieb die Sache bis zur preussischen Besitznahme Westpreußens, im Jahre 1772. Die schon damals angeregte Bitte um Zurückgabe des widerrechtlich entzogenen Eigenthums wurde durch den königlichen Commissarius von Lindenowsky hintertrieben. Als sie im Jahre 1799, nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. wirklich zu Stande kam, erhielt die Stadt die Antwort: „Ihre Majestät seien nicht gemeint, die Facta Ihrer Regierungsvorgänger examiniren zu lassen“ — und als das Deficit der städtischen Verwaltung zu besorgnißerregend wurde, ließ man sich 1803 nur zur Uebernahme einer Stadtschuld von 36,000 Thalern auf den Fiscus herbei. (Der Werth des Territoriums ward beiläufig in dem unglücklichen Jahre 1812 von Regierungswegen auf 690,950 Thaler geschätzt.) Dann überbürdete der unglückliche Krieg von 1806—7 die Stadt Elbing, ähnlich wie Königsberg, mit einer ganz unverhältnismäßigen Schuldenlast, die Anstrengungen während der Befreiungskriege kosteten so ziemlich die letzten Kräfte, die allgemeine Handelsstockung nach dem Frieden ließ die bisherigen Quellen des Wohlstandes fast gänzlich verstopfen (im Jahre 1822 kostete der Scheffel Roggen 8 Silbergroschen, der Getreidehandel, Altpreußens hauptsächlichste Geldquelle, war gleich Null, der Grund und Boden völlig entwerthet) — und nun endlich trieb die Noth zu energischer Verfolgung der bis dahin nur lässig betriebenen Sache und nach einer Reihe sehr unerquicklicher Verhandlungen entsagte die Stadt ihrem Anspruch für 300,000 Thaler und Uebernahme der grundherrlichen Lasten durch den Staat. Eine Präcisation der letztern war trotz aller Mühe nicht zu erlangen.

Damit schien die Sache beseitigt, als, freilich sehr spät, der Oberbürgermeister Haase sich daran erinnerte, daß die „Rechtsausführung Sr. Majestät von Preußen auf Pomerellen und verschiedene polnische Landestheile,“ gedruckt am sechsten December 1772, grade auf jene mehrerwähnte Pfandsomme die Ansprüche Preußens an Westpreußen gründete. Man zog nun den naheliegenden Schluß, daß die Besitznahme einer ganzen Provinz jene Geldforderung wol endlich getilgt haben mußte, daß in jenem politischen Act unmöglich eine Confiscation städtischen Privateigenthums ausgesprochen sein könnte, und die Rechtswohlthat des wesentlichen Irrthums in der Hauptsache in Anspruch nehmend, trug die Stadt auf Vernichtung des Vertrages von 1826, resp. auf Verstattung des Rechtsweges an.

Von nicht geringem Interesse sind nun die Verhandlungen des Geheimen

Obertribunals und des Staatsrathes über den die innersten Principien des preussischen Staatslebens so nahe berührenden Gegenstand. Es handelte sich im wesentlichen darum, ob nach preussischem Recht rein politische Acte der Staatsregierung, sofern sie in das Eigenthum von Privaten eingreifen, der richterlichen Entscheidung unterliegen oder nicht. Die erstere Ansicht, d. h. die unbedingte Aufrechterhaltung des Rechts in Privatsachen, wurde energisch durch den Minister Mühlner und durch — v. Rasow vertreten, den berufenen Erfinder des „beschränkten Unterthanenverständes.“ — „Kein Souverän,“ erklärte Mühlner, „kann rechtlich über Privateigenthum seiner Unterthanen durch Verpfändung disponiren und nie kann es ein Act der Landeshoheit sein, Privateigenthum für die Schuld eines dritten in Besitz zu nehmen.“ Dem entgegen wurde namentlich durch Eichhorn die Ansicht vertreten, daß die Besitznahme Elbings durch Preußen der Mediatisirung der deutschen Reichsstädte im Jahr 1802 gleich zu achten sei. Der Erminister von 1848 nimmt, um diese Ansicht zu halten, zu der Fiction seine Zuflucht, daß Elbing mit der Verleihung des Territoriums landesherrliche Pflichten übernommen habe, daß nun, nach deren Wegfall, auch die entsprechenden Rechte, d. h. die Nutznießung des Gebiets, dem neuen Landesherrn zuständen. Die Geschichte gibt zu dieser Annahme freilich nicht die geringste Veranlassung; im Gegentheil hätte Eichhorn sich leicht überzeugen können, daß Polen bei der Verleihung die landesherrlichen Rechte sich ausdrücklich vorbehielt und auch die landesherrlichen Renten beständig bezogen hat. Den Hauptaccent aber legt der christlich-germanische Referent auf den Grundsatz, „daß, wenn ein Staat, wemgleich widerrechtlich, einem andern Staat Privateigenthum seiner Unterthanen zum Unterpand hingebe, letztere unmöglich die Rückgabe von den Gerichten des Staates fordern könnten, dem der Besitz eingeräumt worden. Damit würde ja den Gerichten die höchste Gewalt übertragen, und eine solche Absicht einem Souverän unterzuschieben schließe einen innern Widerspruch ein und könne nie statuiert werden.“ —

Schließlich wurde Elbing mit seiner Forderung abgewiesen, aber der Gnade des Königs empfohlen, und so kam denn im Jahr 1845 ein endlicher Vergleich zu Stande. Der Staat übernahm 300,000 Thaler von der Kriegsschuld, leistete eine gewisse Beihilfe zu Instandhaltung der Rogatlinie und übernahm auf seine Kosten die Polizei und das bis dahin städtische Gymnasium. —

Mittlerweile aber hatten die Zustände der Stadt aus sich heraus einen eigenthümlichen und im ganzen höchst erfreulichen Umschwung gewonnen. Das lange Darniederliegen des Getreidehandels, die nach heutigen Begriffen fabelhafte Billigkeit der Lebensmittel (das Pfund Butter wurde z. B. vor 15 Jahren in Elbing noch für 2—3 Silbergroschen verkauft) hatte die Stadt nicht nur mit pensionirten Beamten und Offizieren angefüllt, sondern einigen intelligenten

Geschäftsleuten auch ihren natürlichen Beruf zur Fabrikstadt anschaulich gemacht. Es erhoben sich Mühlenwerke und Eisengießereien, man fabricirte Liqueure, Wein, Sichorien, die allmählig sich bessernden Conjunctionen gaben auch dem Kaufmann einen Theil des frühern Muthes wieder. Als die Huldigungsrede Friedrich Wilhelms IV. im Jahr 1840 wie ein elektrischer Schlag die Provinz durchzuckte, und in allen Kreisen schlummernde Hoffnungen weckte, wehte die Elbinger Flagge schon von zwei schmucken Dampfern, den ersten in Altpreußen, und ein täglicher, schon lebhafter Verkehr mit der „Stadt der reinen Vernunft“ mußte grade damals ihrer zurückgebliebenen Schwester eine Fülle geistiger und gewerblicher Anregungen zuführen. Zunächst waren die Fortschritte sichtlich und handgreiflich auf allen Gebieten des materiellen Lebens. Die schwachbewohnten, hin und wieder gar leerstehenden Häuser füllten sich mit eingewanderten Familien und neuen Etablissements, die Dampfeschornsteine mehrten sich, die Werften fingen an sich zu beleben und — ein recht erfreulicher Gemeinfinn gab allen diesen Fortschritten eine solide Würde und eine Bürgerschaft der Dauer. Das Schulwesen wurde gründlich und mit großen Opfern reorganisirt, eine 1843 gegründete, bald überaus zahlreich besuchte Realschule bezeugte das in den gewerbtreibenden Classen mächtig erwachte Streben nach Bildung, ein Verschönerungsverein schmückte Straßen und Plätze der Stadt mit Baumgruppen und Gartenanlagen, ein geschmackvolles Schauspielhaus wurde auf Actien gebaut, und — eine wirklich vortreffliche Communalverwaltung verstand es, die überall sich regende Kraft zu organisiren, zusammenzuhalten und gedeihlichen Zielen zuzuführen. Es knüpfen sich diese Leistungen zum Theil an Namen, die durch die Ereignisse der neuesten Zeit einen theuer erkauften historischen Klang gewonnen haben, die man vom allgemein politischen Standpunkt verschieden beurtheilen mag, die aber in den Annalen der Stadt stets gefeiert bleiben werden: ich meine namentlich Philipps. —

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so geleitetes, durch alle Verhältnisse auf rühriges Fortschreiten gebieterisch hingewiesenes Gemeinwesen an der von der Huldigungsrede des Jahres 1840 datirenden politischen Bewegung sich lebhaft betheiligte. Von der ersten Bitte um Erfüllung der alten Verfassungszusage bis auf die Feier des Februarpatents (1847) ist Elbings Name bei allen mehr oder weniger naiven „Demonstrationen“ jener glücklichen Studentenjahre des preussischen Liberalismus in erster Linie genannt worden. Doch nahm die Stadt zu diesen Bestrebungen von vornherein eine eigenthümliche, mit dem Auftreten Königsbergs durchaus nicht zu verwechselnde Richtung. Wer in den Jahren 1842—47 Gelegenheit hatte, das Königsberger „Geschichte-Machen“ aus der Nähe mit anzusehen, kann den vorwiegend theoretischen Charakter jener „Volksversammlungen“ und Festzüge nicht verkannt haben. Ueberall war es das „akademische“ Königsberg, das seine Stimme erhob über Preßfreiheit, Constitution und Ge-

schwornengerichte, über deutsche Einheit, Nationallehre und Ruffenhaf, das seine Kränze auf den Altar der zehnten Muse niederlegte, den der constitutionellen Poesie. Der Mittelstand, die Masse der Handwerker und kleinen Geschäftsleute ließ das Treiben an sich vorübergehen, wie eine recht hübsche bunte Maskerade, ohne an dem Sinn der volltönenden Reden, der prächtigen Lieder und Trinksprüche sich sonderlich den Kopf zu zerbrechen, und die eigentliche Volksmasse verhielt sich gleichgiltig, wenn nicht geradezu feindlich. Das Jahr 1848 hat an diesen Verhältnissen nichts geändert. Die Gleichgiltigkeit des politisirenden Publicums gegen alle localen und unmittelbar praktischen Fragen blieb die alte. Man debattirte über die „republikanische oder kaiserliche Spitze“, über Bundesstaat oder Staatenbund, man ertheilte bereitwillig seinen Rath an die preussische und deutsche Nationalversammlung, an Minister, Feldherrn und Generale und zuckte mitleidig die Achseln über den beschränkten Provinzialverstand derer, die in so großer Zeit an locale, städtische Reformen mahnten. Der schroffe Uebergang Königsbergs von der Chorführerin des liberalen Deutschlands bis zur devotesten und büßfertigsten unter den vielen devoten Städten der Monarchie, hatte deshalb für Kenner dortiger Zustände wenig Auffallendes. Es war nur nöthig, durch eine rücksichtslose Press- und Versammlungs-Polizei und namentlich durch nachsichtslose Verfolgung freisinniger Beamten die Literaten und was an ihnen hing zum Schweigen zu bringen — und der Materialismus der Massen fügte sich in altherkömmlicher Naivetät „der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hatte“. Zwischen den Volksversammlungen in Böttchershöfchen und dem officiellen Festjubiläum der Augusttage 1853 liegt keine so weite Kluft, als man glauben sollte. —

Dagegen hatte die Bewegung in Elbing von vornherein einen vorwiegend praktischen, localen Charakter. Möglichste Selbstregierung innerhalb der Landesgesetze, Förderung der städtischen Interessen nach allen Seiten, Hebung der Volksbildung durch Schulen, Vereine, Lesezirkel, Vorträge — das war das Programm der Elbinger Fortschrittspartei. Man ging durchweg von der Ueberzeugung aus, daß intelligente, unabhängige, wohlhabende Gemeinden leichter ein constitutionelles Staatsleben schaffen, event. entbehren können, als das letztere sie, und man begann die Arbeit eben da, wo man die Möglichkeit des Erfolges sah. Ganz ohne politischen Humbug gings freilich auch in Elbing nicht ab. Es war ergötzlich genug anzuhören, als die Bürgerversammlung im „deutschen Michel“ feierlichst abstimmte, ob man den Holsteinern „mit Gut und Blut“ oder „mit Gut oder Blut“ sich verpflichten solle. Die Stentorstimme Dowiatz, des schwarzlockigen deutsch-katholischen Adonis wußte ein paar Mal auch unter unsern Liberalen eine Art Widerhall des Jubels zu wecken, der von seinen Triumphzügen am Rhein zu uns herübergetönt war — und die Elbinger Feier des Februarpatents von 1847, mit Straßenaufzug, Stocklaternen, Musf

und Reden hat uns lange genug zur Zielscheibe des Witzes unsrer aufgeklärtern Nachbarn am Pregel gemacht. Auch an mehr oder weniger gelungenen Stilübungen über das Ministerium Eichhorn, über Constitutionalismus und Socialismus, über Polen, Juden und Franzosen u. dgl. zeitgemäße Themen hat es in Elbings sogenannten „demokratischen Versammlungen“ nicht gefehlt. Fast immer jedoch gab man dergleichen Herzensergießungen als das, was sie waren, und der Schwerpunkt der Bewegung ruhte unverrückt in der praktischen, und freilich sehr energischen und sehr gut organisirten Verfolgung localer Fortschrittspläne. Man controlirte die Stadtverordneten, man wirkte auf die Wahlen, erweckte in weiten Kreisen Theilnahme an der städtischen Verwaltung — und für die jüngern Männer gewährte das rasch aufblühende Turnwesen einen erwünschten Vereinigungspunkt. Natürlich fiel es niemandem ein, die romantische Masquerade der Jahnschen Zeit neu in Scene zu setzen. Die Turner redeten ihr richtiges Elbinger-Deutsch, wie andere Söhne der Flunder- und Neunaugen verzehrenden Menschen, Friseur und Schneider wurden in keiner Weise beeinträchtigt, auch directes Politisiren wurde auf dem Turnplatze gänzlich gemieden. Aber fröhliche und hoch-patriotische Lieder wurden allerdings aus voller Brust gesungen, ein frischer, kameradschaftlicher Ton ließ manche conventionelle Schranke an den Turnabenden vergessen, und wenn meilenweite Turnfahrten durch die prächtigen Buchenwälder der Umgegend und fröhliches Wettturnen mit den Kunstgenossen der Nachbarstädte das kühle altpreussische Blut einmal in Wallung brachten, so mochte immerhin in mancher Brust die Ahnung sich regen, daß der Rechnungsabschluß eines Menschen- und Bürgerlebens in Ihr. Sgr. Pf. nicht aufgehen dürfe und daß das Turnen auch wol mehr sein könne, als ein Mittel gegen Schlaflosigkeit und Hämorrhoiden. Auch wurde wol in Trinksprüchen und Reden der damaligen „Männer des Volkes“ in Liebe gedacht. Aber alles das hatte nichts Systematisches, nichts Gesuchtes. Man ließ die Dinge eben gehen, wie sie von selbst sich machten, und erwartete das Beste von der Zeit und von dem heranwachsenden Geschlecht.

Das waren die Flitterwochen unsres Liberalismus. Ihren Höhepunkt erreichten sie in dem vielbesprochenen Pillauer Fest, im Juni 1845. Von Königsberg, Elbing, Braunsberg, führten lustig beslaggte Dampfer und Segelschiffe an ein paar tausend Turner und Nichtturner nach Pillau, ans Ufer der Ostsee. Der ungewohnte Anblick einer großen Versammlung im Freien steigerte die Feststimmung zum Enthusiasmus, die frische Seelust, der echt nordische Eifer, mit dem man ihren Mahnungen an Kehle und Magen gehorchte, thaten das Ihre. Man fühlte sich einig, unüberwindlich, der selige Glaube an die Allmacht der „öffentlichen Meinung“ that Wunder, die Begeisterung der Redner entzündete sich an dem Beifall der Hörer, man zog heim

unter Jubel und Gesang, mit dem befriedigenden Bewußtsein der gelungenen „That“. Man hatte „Geschichte gemacht“. —

Aber noch waren die Festkränze nicht verwelkt, noch summten die Köpfe von den Toasten, Liedern und Reden, da erhob sich ein Sturm aus den untern Schichten des „Volkes“, für das man geredet, Bravo gerufen, geschwärmt und getrunken. Unheimliche Gerüchte raunte man sich in die Ohren. Schon 1844 hatte der alte Riesen seinen Dampfer „Dolphin“ in eine Höllemaschine verwandelt, um Se. Maj. nebst Gefolge in die Luft zu sprengen. In Pillau war die Absetzung des Königs beschlossen. Riesen war zum Vicekönig von Elbing bestimmt, und dann — wehe den Patrioten! So die redlichen Freunde des süßen Böbels. Und der Erfolg zeigte, daß sie ihn richtig beurtheilt. Gleich nach dem Feste warf der Janhagel dem „Elbinger Vicekönig“ die Fenster ein, die Bürgerversammlung ging unter tumultuarischen Scenen auf Nimmerwiedersehn auseinander, und von Stund an standen in Elbing zwei Parteien sich gegenüber, zorn erfüllt und kampfesmüthig. Unfre Ressourcen und Trinkstuben verwandelten sich in Partei Quartiere, unfre Feste in Demonstrationen, unfre Communalwahlen in amerikanische Wahlschlachten.

Zunächst wurde die Fortschrittspartei durch die Folgen des Pillauer Festes nicht entmüthigt. Ein geschlossener Club, die „Mittwochsgesellschaft“ in Riesens Kaffeehaus „zum deutschen Michel“ (das Siebelfeld zeigte auf schwarz-roth-goldenem Grunde einen langhaarigen Kopf mit phrygischer Mütze!), unter der Regide des originellsten und lebenswürdigsten aller Kaffeewirthe, trat an die Stelle der öffentlichen Bürgerversammlungen. Man hielt dort Vorträge über den christlichen Staat und die englische Verfassung, über Mädchenerziehung, Naturphilosophie und Aesthetik, man disputirte über Dichter und Schriftsteller, über Schulwesen, Abgaben und Pauperismus, man las Zeitungen und sorgte für Vorrath an Broschüren und Tagesliteratur jeder Art — alles für das europäische Gleichgewicht sehr gleichgiltige, für Elbing aber damals so neue als erspriessliche Dinge. — Aehnliche Zwecke auf einem andern Gebiet verfolgte ein Gesellenverein mit dem erfreulichsten Resultat. Die Theilnehmer, anfangs nur etwa 20 an der Zahl, von ihren Zunftgenossen geschmäht, bedroht, verfolgt, ersetzten die hergebrachten Schlägereien und Trinkgelage des blauen Montag durch vierstimmigen Gesang, durch Unterhaltung und Anhören von Vorträgen historischen, gewerblichen und naturgeschichtlichen Inhalts. Anständiges Betragen und Nüchternheit wurde durch ein Ehrengericht genau controlirt, eine allmählig anwachsende Bibliothek gewährte Gelegenheit zur geistigen Fortbildung, gesellige Vergnügungen, Spaziergänge und Wasserfahrten im Sommer, Bälle im Winter, zogen das schönere, aber nicht schwächere Geschlecht ins Interesse und der Sieg des Vereins über die Herbergen war entschieden. Schon nach 2 Jahren ward es Ehrensache, ihm anzugehören, und damit war

der Handwerkerstand den Fortschrittsideen geöffnet, wemgleich der Verein seinem Grundsatz, die eigentliche Tagespolitik von seinen Berathungen auszuschließen, fast durchgängig treublieb.

Den ersten Miston in dies ruhige und fröhliche Treiben warf eine Broschüre des Gymnasiallehrer Scheibert, „die Liberalisten“, eine Denunciation des Turnwesens, der Bürgerschule und des Gymnasialdirector, im Schmalzischen Stil, berüchtigten Andenkens. Der Verfasser, durch vergebliche Bemühungen um die Direction der höhern Bürgerschule gekränkt, entwarf ein ziemlich phantastereiches Bild einer großartigen „liberalistischen“ Verschwörung, die Deutschland und Preußen mit ihren Polypenarmen umfasse, deren Kopf aber in Elbing zu suchen sei, und zwar speciell auf dem Ein des Elbinger Turnplatzes. Das patriotische Unternehmen hatte zunächst kein andres Resultat, als eine „väterliche“ Warnung der denunciirten Lehrer durch den Schulrath Lucas und die Verkümmernng des aufblühenden Turnwesens durch Trennung der Schüler von den Erwachsenen. Im übrigen ging alles äußerlich seinen Gang fort. Ja, der Sommer 1847 brachte uns in dem ersten preussischen Sängerfest zu guterlezt noch einen rechten allgemeinen Volksjubel im schönsten Sinne des Wortes. Wer damals Elbing sah, im lustigen Feierschmuck unzähliger Flaggen und Kränze, Sang und Klang auf Straßen und Plätzen, die ganze Bevölkerung, bis in die untersten Schichten, vom Hauch reinster, naturwüchsigster Freude über sich selbst hinausgehoben und dabei in der bunten Menge bis zum Schluß die tadelloseste sittliche Haltung, ohne irgend welchen Apparat militärischen oder polizeilichen Schuzes — der suchte hier wol schwerlich die Elemente tiefster, unseligster Zerrüttung. Und doch waren sie lange schon thätig. Die Frühlingsereignisse des Jahres 1848 brachten sie noch vor der Berliner Katastrophe zum Ausbruch.

Skizzen aus den Pyrenäen.

3.

Das Fest zu Montauban.

Die Koffer waren gepackt, die Abreise war auf den nächsten Morgen festgesetzt — im traurigen Vorgefühl der nahen Trennung gingen wir durch das sonntägliche Gewühl, um die Ufer der Pique, die Warte Castel-viel, die Wälder und Berge von Luchon noch einmal zu begrüßen.

Ein fröhlicher Gruß weckte uns aus trübseligen Gedanken. Es war Cathon, unser hübsches Stubenmädchen mit ihren „Kameradinnen“, eine bunte, lustige